

Kealan Patrick Burke
Greg F. Gifune
Laurel Hightower

DREI
GEISTER
NOVELLEN

FESTA

Originalausgabe
Copyrights am Ende des Buches
Einmalige Auflage Januar 2022
Titelbild: Adobe Stock/Dave
Illustration Signaturseite: AdobeStock/fotokitas
Copyright © dieser Ausgabe 2022 by Festa Verlag, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten

Inhalt

KEALAN PATRICK BURKE

KUSCHELDECKE

Seite 7

GREG F. GIFUNE

HÄRETIKER

Seite 115

LAUREL HIGHTOWER

KREUZWEGE

Seite 289

Kealan Patrick Burke

KUSCHELDECKE



»Jeder vermag die Trauer zu bewältigen, außer jenem, der trauert.«

- William Shakespeare,
Viel Lärm um Nichts

Du sagst, für dich sei unvorstellbar, wie es wäre, ein Kind zu verlieren.

Lass mich dir das erklären.

Es ist der Anfang vom Ende deiner Welt.

Stell dir vor, dass das Wertvollste in deinem Leben ausgelöscht wird. Für mich war das Robin, meine Tochter. Sie ist noch ein Baby gewesen, nicht einmal alt genug, um ein vollständiger Mensch zu sein. Sie hatte noch gar keine richtige Persönlichkeit. Sie aß nur, kackte und schlief. Manchmal gurrte sie, manchmal gluckste sie, manchmal lachte sie. Sie roch leicht nach Milch und Babypuder. Ich habe sie geliebt. Sie war das außergewöhnlichste Wesen auf der Welt, selbst dann, wenn ich um acht Uhr bei der Arbeit sein musste und sie mich um sechs Uhr weckte, weil sie ihre Flasche wollte oder die Windeln gewechselt werden mussten. Selbst dann, als die langen Phasen von Geschrei mich spät in der Nacht rasend zu machen drohten. Sogar als ich nicht wusste, wie ich sie beruhigen konnte, und mein Kopf so stark zu schmerzen begann, dass ich schon dachte, ich würde in ihr Geschrei mit einstimmen.

Ich liebte sie.

In einer verregneten Nacht legte ich sie zu Bett, und als ich aufwachte, war sie tot.

Das war der Anfang vom Ende meiner Welt.

Dies ist der Rest davon.

1

Es brauchte 40 Jahre, bis ich lernte, wie man Knöpfe an einem Mantel wieder annäht – und der Tod meiner Tochter reichte aus, um darin etwas Notwendiges zu erkennen. Ohne diese Knöpfe würden sich nämlich die Knopflöcher weiten, der Stoff würde ausfransen und der Mantel zerfiele auf seinem Bügel wie ein Vampir im Sonnenlicht. Und wenn das erst passiert ist, was verhindert dann, dass mit mir dasselbe geschieht? Zu Beginn fühlte ich mich oft so, als hinge ich an einem Haken im Dunkeln und würde nur darauf warten zu zerfallen.

Und so kehrten drei Monate nach Robins Tod alle losen oder abgefallenen Knöpfe an meinen Mänteln und Jacken so gut wie neu zurück. In manchen Fällen bewegten sich die Knöpfe kein Stück, so als hätte ich sie angeklebt. Das würde mir unausweichlich einige Schwierigkeiten bereiten, aber ich wusste, ich würde sie einfach abreißen, bloß um einen Grund zu haben, sie wieder anzunähen. Das war ein Ritual, eines der wenigen, die mich erdeten, ganz gleich wie albern es oberflächlich betrachtet aussah.

An dem Tag, als ich die Decke fand, war ich allein und wandelte wie ein Geist im Haus herum.

Einsamkeit brachte mich ans Handy und zu der immer noch ungewohnten Handlung, die Nummer meiner Frau

wegen irgendetwas anderem zu wählen als um zu fragen, wann sie zu Hause sei. Allerdings würde sie nicht nach Hause kommen, und jeden Tag, an dem sie fortblieb, fühlte ich die Chance auf Versöhnung kleiner werden. Bald wäre sie so wie unsere verlorene Tochter: nur eine Erinnerung, die auf einen Bilderrahmen oder auf meine eigenen Fieberträume beschränkt ist. Sie existierten nur, um durch ihre verrückt machende Unerreichbarkeit zu schmerzen.

Bei dem Freiton stellte ich mir vor, wie das Signal die Meilen zwischen uns entlangschießt, zwischen Türmen hindurchgeschleudert, durch die Phalanxreihen verknoteter Bäume abgefeuert, über die um ihr Elternhaus gelegene Steinmauer und hinein in das aus Stahl, Plastik und Glas produzierte Mobilteil, auf dessen Display ihr ein Bild von mir entgegenlächelte – in einer Art, wie ich es niemals mehr zu tun vermeinte: sorglos, geliebt, lebendig. Über dem Bild stünde sicherlich statt SCHATZ schlicht STEPHEN.

Ich fragte mich, ob es einer der Tage war, an denen sie sich zum Antworten genötigt fühlte, und war erleichtert, als der Freiton endete und ihre Stimme zu hören war, wovon mir sofort Schmetterlinge im Bauch schwirrten.

»Hey«, sagte Lexi.

»Hey. Wie geht es dir?«

Gibt es irgendeine überflüssigere Frage an einen trauernden Menschen? *Wie geht es dir? Immer noch am Trübsal-Blasen, weil das Wichtigste aus deinem Leben gelöscht wurde? Immer noch dabei, mit Suizidgedanken zu kämpfen, einfach weil du lieber tot wärst als ohne deine Tochter zu leben?*

»Oh, du weißt ja«, sagte sie, eben weil ich es weiß. Was ich nicht wusste, war, weshalb ich überhaupt angerufen hatte oder was es zwischen uns noch zu bereden gab. Aber es schien wichtig, die Stille nicht allzu tief werden zu lassen, weil wir sonst darin ertrinken könnten.

»Wie geht es deinen Eltern?«, fragte ich.

»Ziemlich gut, wenn man's bedenkt. Ich soll dich grüßen.«

Angesichts der Tatsache, dass meine Beziehung zu ihren Eltern niemals hervorragend gewesen war, bezweifelte ich das zwar sehr, aber es war schön von ihr, das zu sagen.

»Grüß sie von mir zurück.«

»Wie hältst *du* dich?«

»Ich glaube, ganz gut. Ich vermisse dich.«

Darauf erwiderte sie nichts.

Ich wusste, sie würde es nicht tun, und hoffte, sie würde doch.

»Irgendeine Chance, dass ich dich dazu überreden kann vorbeizukommen, nur um ... du weißt schon ... zu reden?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich dazu bereit bin, Stephen.«

Hält man jemals inne, um darüber nachzudenken, wie selten der Lebensgefährte den eigenen Namen im Alltag verwendet? Bei uns war es immer eine Koseform wie »Liebling« oder »Babe« oder sogar etwas Extravaganteres wie »Traumprinz« oder »Puschibär«. Das änderte sich nur während Streitereien, wenn der ungewohnte Klang des eigenen Namens keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, dass man in der Klemme saß.

»Würdest du wenigstens darüber nachdenken?«

Sie brauchte lange, um zu antworten. »Sicher.«

»Es ist nämlich so, dass ich mich ohne dich in diesem Haus verloren fühle.«

»Mich überrascht ohnehin, dass du noch dort bist«, sagte sie mit dem leisen Hauch von Bitterkeit. Die unausgesprochene Andeutung darin war, dass ich ebenso von dem Ort hätte fliehen sollen, wie sie es tat. Aber im Gegensatz zu Lexi konnte ich nirgendwo anders hingehen.

»Hier ist zu Hause, Lex. Unser Zuhause.«

»Nein, das stimmt nicht. Es ist das Haus, in dem unsere Tochter starb, und das ist alles, was es jemals sein kann.«

»Sag das nicht. Wir können ...«

»Hör mal, ich werde dieses Gespräch jetzt nicht mit dir führen.«

»Oder überhaupt.«

»Was?«

»Nichts. Unterhalt dich doch einfach ein bisschen mit mir. Nur noch ein bisschen?«

»Ich muss los.«

»Babe ...«

»Pass auf dich auf, Stephen, okay?«

Stephen. Ich hätte genauso gut einer ihrer Kollegen aus dem Büro sein können, die für den monatlichen Bericht über die Ausgaben durchrufen.

»Lex.«

Dann war nur noch ich allein auf dem Sofa, das Telefon lag in meinen Händen, ich hatte Tränen in den Augen. Die gelb gestrichenen Wände waren wegen der zugezogenen Vorhänge ihrer Farbe beraubt. Der einzige Ton in der Welt war das Donnern meines Herzschlags,

den ich in den Ohren hatte. Meine Hände zitterten, ich presste sie darum aneinander und biss meine Zähne vor der schwarzen Wand der Trauer, die hinter meinen Augen emporstieg, zusammen. Das konnte doch nicht alles sein, was übrig war. Das konnte einfach nicht das Ende sein. Ich brauchte Licht. Ich brauchte Hoffnung. Ich brauchte Hilfe, aber es gab niemanden, den ich hätte anrufen können. Schon immer waren es nur Lex und ich, für kurze Zeit gehörte auch Robin dazu, und jetzt waren sie beide fort – und ich war allein.

Aber es war nicht die Zeit für Selbstmitleid.

Mit verschwommenem Blick sah ich auf dem Handy nach der Uhrzeit. Der Tag war noch nicht vorüber und ich war auch nicht fertig. Entschlossen zwar, aber noch zittrig stand ich auf und ging zum Kleiderschrank, griff nach meinem Mantel mit den fest angebrachten Knöpfen und stürmte in den hellen Herbstnachmittag, mit der Absicht, die Eintönigkeit der Isolation beim Spazierengehen loszuwerden, ebenso wie die Angst vor dem Leben, in dem ich mich plötzlich wiederfand. Immerhin, wenn ich eine alte Jacke reparieren konnte, dann konnte ich mit Sicherheit auch einen Weg finden, mich selbst zusammenzunähen.

Ich ging die regennassen Straßen ohne ein richtiges Ziel entlang, mein fester Schritt war nichts weiter als ein Trick, um mich selbst zu täuschen, dass ich irgendwo hinmüsste. Wenn man einen Wasserstrudel umkreist, ist die Sorge um die Richtung bedeutungslos. So trottete ich weiter mit gesenktem Blick auf das graue Kopfsteinpflaster, das zwischen buntem Herbstlaubfurnier hervorschimmerte. Autos fahren spritzend durch Pfützen.

Dunkle Gestalten huschten vorbei, ohne die Bürde eines ihnen auferlegten Schicksals, gingen voller Ungeduld mit dem Ellbogen voran. In den Schaufenstern erschien ich als Geist, schwand dort ebenso, wie der Tag verging. Fette Kürbisse auf Treppenabsätzen schauten mir aus ihren hohlen Augen vergnüglich beim Umherwandeln zu. Die Zeit würde auch sie schrumpeln lassen.

Endlich erkannte ich, dass mein Weg letztlich doch vorherbestimmt war. Der Himmel war bewölkt in einer kohleschwarzen Farbpalette mit gedämpften Lichtstreifen, die wie ein Leichentuch auf die vor mir liegenden grünen, mit Kreuzen übersäten Hügel herabschienen. Der Eingang des Friedhofs – ein großer Steinbogen mit lateinischer Inschrift, die ich nicht verstand – war auf angemessene Weise gothic, wie es auch der schmiedeeiserne Zaun war, der diejenigen draußen halten sollte, für die Grabstätten bei Nacht eine seltsame und nicht immer wohlgesinnte Anziehungskraft besaßen.

Eine ziemlich lange Zeit, ausreichend lang, damit mein eigener Schatten sich von mir entfernte, starrte ich den Torbogen an, als wäre er irgendein mystisches Portal zu einer Welt, die ich unmöglich verstehen konnte. Aber das Einzige, was mich verblüffte, war die Tatsache, dass ich, egal wie wenig ich daran beteiligt sein mochte, jemanden dort begraben hatte. Dort lagen nämlich, begraben unter sechs Fuß Erde, die winzigen Knochen meiner Tochter, ein neues Leben ausgelöscht und im Boden verborgen. Mein Baby. Robin. Hier, und dann für immer fort.

Als die Tränen kamen und meine Beine die Kraft zu verlieren drohten, schlich sich eine alte Dame, deren Knochen und Mimik erbarmungslos vom Alter und einem harten Leben gekrümmt waren, aus dem

Torbogen heraus und blickte mit zusammengekniffenem Blick zu mir auf, ihr linkes Auge verborgen zwischen zahlreichen Falten, das andere war trüb und tränkte wegen der Kälte. Sie trug ein Kopftuch und einen Mantel in herbstlichem Gelb und Rot. »Er verließ mich vor über einem Jahrzehnt«, sagte sie mit einem dünnen Lächeln, während sie näher kam. Ihre Worte klangen rauchig, rau wie der Wind. »Er ging, um bei der Göttin der Trauer zu sein, wie wir alle es am Ende tun.« Sie hob eine Hand, wedelte ihre knorrigen Finger zum Abschied und schlurfte weiter.

Einige Zeit später, immer noch ergriffen von dem Anblick des Torbogens und dieser lateinischen Inschrift, fasste ich den Entschluss, dass ich heute ganz eindeutig nicht in der Verfassung war, den Friedhof zu betreten, nicht bereit, vor dem Grab meiner Tochter zu knien und an ihrem kleinen, glatt polierten Grabstein Bitten um Entschuldigung zu wiederholen, die mir der Wind von den Lippen reißt. Ich lebte bereits in dem Haus, in dem unser größter Albtraum wahr geworden war. An diesem Tag konnte ich mich nicht dazu bringen, den Ort zu besuchen, an dem dieser Albtraum sie hinterlassen hatte. Und so ging ich nach Hause, nahm aber einen anderen Weg als zuvor, damit ich das Gefühl bekam, wenigstens etwas erreicht zu haben. Doch hinter jeder Ecke, versteckt in den Schatten zwischen den Häusern und in den Fenstern, in denen mein blasses Gesicht wie eine Halloweenmaske hing, konnte ich einzig das schreiende Gesicht meiner Frau sehen, als sie unsere leblose Tochter in den Armen hielt. Und damit kam die Erinnerung, diese so teure und verfluchte Erinnerung an diesen glückseligen Moment, an den ich so häufig zurückkehre –

als ich noch nicht wusste, dass Robin tot war. Dieser Zeitpunkt des Unwissens, in dem ich für immer hätte leben können, wenn dies bedeutete, ich würde niemals die Wahrheit erfahren. Aber dann trifft mich die nackte Realität im Anblick von Lexis Gesicht, beim Klang ihres entsetzten Schmerzensschreis, ein Geräusch, das ich sie niemals zuvor machen hörte. Dann sah ich Robins winzig kleine Hand und realisierte den falschen Farbton daran, und alles wurde dunkel.

Bei meiner Rückkehr wartete ungeöffnete Post auf mich: hauptsächlich Mahnungen und mein Lohnscheck, der nicht hoffen ließ, die Mahngebühren zu decken. Der Tod ist teuer, und wie bei der Trauer ist es nicht wahrscheinlich, dass es vorübergeht, ohne dass man sich direkt und intensiv damit auseinandersetzt. Aber nicht heute. Ich warf die Umschläge auf den Tisch bei der Haustür und hängte meinen Mantel auf, dann schenkte ich mir eine ordentliche Menge Whiskey ein. Ich summt eine Melodie, von der ich nicht einmal vor Gericht hätte sagen können, welche es war, und pflanzte mich auf das Sofa vor den Fernseher. Ich hatte angefangen, alte Sitcoms wie *Cheers*, *WKRP in Cincinnati* und *M*A*S*H* als eine Art Therapie zu betrachten, mich sozusagen vor der Isolation zu isolieren. Ich saß im Schein des Fernsehers, in einem leeren Raum, in dem sonst nichts war außer mir, dem Sofa und dem Teppich, den Lexi und ich in einem Indianerreservat innerhalb New Mexicos gekauft hatten. (Erst als wir zu Hause waren, sahen wir das Schildchen »made in China«.)

Ich war schon bei meinem dritten Whiskey angelangt und kicherte mechanisch über die betrunkenen Versuche

von McLean Stevenson, eine Krankenschwester zu verführen, als ich ein Geräusch von oben hörte. Es lenkte mich nur kurz ab, bloß bemerkenswert, aber nicht besorgniserregend. Die Jahreszeiten wechselten gerade und das Haus war alt, angepasst wie arthritische Knochen an Temperaturschwankungen. Ich war in diesem Haus aufgewachsen und kannte seinen Rhythmus gut, also kehrte ich zur Sicherheit einer Welt im Fernsehen zurück, ließ mich vom Personal und den Soldaten bei der 4077sten rekrutieren und lachte über ihren Unfug. Es ergab wenig Sinn, dass ich mir wünschte, dort zu sein, zu einem ausgedachten mobilen, chirurgischen Militärhospital während des Koreakriegs zu gehören. Und doch schien es immer noch besser als hier zu sein, wenn auch nur deswegen, weil diese Jungs und Mädchen sich Trost spendeten und wussten, wie man seinen Humor als Mittel zum Klarkommen angesichts des Horrors nicht verlor. Das war etwas, das beizubehalten ich nicht fähig war. Selbst wenn ich übers Fernsehen lachte, war es kein beherztes Geräusch, eher eine automatische Reaktion, dazu gedacht, mich bei Vernunft zu halten, aber nicht laut genug, um überzeugend zu sein.

Bald war mein Glas geleert, und ich verurteilte mich nicht dafür, wie wacklig ich auf den Beinen war, als ich aufstand, um mir ein weiteres Glas einzuschenken. Das war ja schließlich der Punkt. Wenigstens für einige Stunden würde ich einen gewissen Anschein von Ruhepause vor dem Grauen haben, das mir im Wachen wie ein schwerer Mantel anhing.

Von oben kam ein anderes Geräusch, dieses Mal ein Wischen, als wenn etwas über den Boden gezogen würde. Das leere Glas in der Hand schaute ich hinauf, als

würde Beschwipstsein nun auch den Bonus beinhalten, durch Decken sehen zu können. Die Lachkonserve füllte den Raum, aber das ging jetzt an mir vorbei. Es wirkte unangebracht, unpassend. Horrorfilme wären wesentlich weniger effektiv, wenn aufgenommenes Lachen während der Gruselszenen den Platz von ominöser Musik übernehme. Und glaub mir, jetzt gruselte ich mich. Das Knarren von sich bewegenden Holzbalken, sich verkantenden Fugen, das war mir bekannt. Das Geräusch von etwas Gezogenem aber nicht. Oberhalb, über der Wohnzimmerdecke, befand sich der Boden eines leeren Raumes. Es war aber einmal, vor gar nicht langer Zeit, Robins Zimmer gewesen.

Ich habe das Zimmer seit Monaten nicht betreten, aus demselben Grund, weswegen meine Frau in den letzten sechs Wochen kein einziges Mal in diesem Haus gewesen ist. Der Schmerz war hier viel zu stark. An der Schwelle von Robins Zimmer zu stehen und zu sehen, wo ihr Kinderbett einmal gestanden hatte, das erinnerte uns nur daran, was wir hätten tun können, hätten wir gewusst, was notwendig war. Wir verdienten es nicht, für ihren Tod verantwortlich gemacht zu werden. Auf einer gewissen Bewusstseinsstufe wussten wir das beide, meine Frau und ich, und doch war es unmöglich, uns selbst nicht verantwortlich zu fühlen, nicht zu wünschen, dass wir unser Baby in dieser Nacht einfach mit ins Bett genommen hätten, anstatt sie allein in ihrem Kinderbett sterben zu lassen. Wir waren gute Eltern, ich glaube nicht, dass dem irgendjemand widersprochen hätte, aber sie starb trotzdem. Jemand muss die Verantwortung für diese lähmende Realität tragen, völlig egal, wie unlogisch oder unfair es auch sein mochte. Lexi gab mir und sich

selbst gleichermaßen die Schuld. Und ich glaube, wenn ich ehrlich bin, tat ich das anfangs auch. Letztlich waren wir die Erziehungsberechtigten – mit der Aufgabe, für Robins Wohl zu sorgen. Wir sind gescheitert, und nun war sie fort. Und ich befürchtete, dass dies zwischen uns eine permanente, undurchdringliche Mauer hochziehen würde. Irgendwann zöge sie endgültig aus und würde ihr Leben weiterleben, aber ich wäre nicht länger ein Teil davon. Sie würde wieder heiraten, vielleicht sogar weitere Kinder bekommen, ich aber hatte Angst davor, dass, als Robin starb, Lexi mich gleich daneben beerdigt hatte. Das verdoppelte für mich nur noch die Trauer und schürte in meinen dunkelsten Stunden ein schwarzes Feuer des Zorns in meinem Herzen, dass Lexi mich zurücklassen würde, obwohl sie doch wusste, dass ich sie brauchte, obwohl sie wusste, dass wir uns gegenseitig Trost spenden sollten, falls wir irgendeine Hoffnung hatten, das durchzustehen.

Oder vielleicht war das nur das, was *ich* brauchte.

Schon wieder das Geräusch.

Möglich, dass es der Whiskey war oder die Wut, die mich anfeuerte, denn ich stellte mein Glas mit einem zittrigen Seufzer ab und nahm die Treppe nach oben. Es war nicht schwierig, die fantastischen Möglichkeiten dessen, was mich hinter der verschlossenen Tür des Zimmers erwartete, abzutun, selbst in einem so verletzlichen Zustand. Ich erwartete keine Heimsuchung, kein Gespenst oder irgendeine unerklärliche Erscheinung, die man dem Paranormalen zuordnet. Ich habe niemals an solches Zeug geglaubt, so sehr ich auch wünschen mochte, dass ich daran glaubte, weil ich nur so wissen konnte, dass Robin an einem besseren Ort war und nicht

bloß auf ewig in der kalten, toten Erde liegen würde. Es wäre so viel leichter, an Geister zu glauben, aber ich ging davon aus, im Zimmer einen natürlichen Besucher vorzufinden, am ehesten ein Eichhörnchen. Es wäre nicht das erste Mal, dass sie verleitet worden wären, einen Weg ins Haus zu finden, auf der Suche nach einem warmen Ort für ein Nest. Nach dem Geräusch zu urteilen, waren sie die wahrscheinlichsten Eindringlinge.

Dennoch war ich wie paralysiert, als ich vor der Tür meiner Tochter stand.

In der Mitte, zwischen den vier Holzpaneelen der weißen Tür, klebte ein einzelner Sticker: ein Cartoon-Marienkäfer mit großen, runden Augen und einem komischen Lächeln. Aus dem Mund ragte eine Sprechblase mit den Worten: »Oh, hi!« Ich hatte den kleinen Sticker schon immer niedlich gefunden. Jetzt ließ er mich beinahe schwermütig werden.

Ich habe keine Ahnung, wie viel Zeit vergangen war, wie oft die Lacher hohl nach oben über die Treppen rollten, wobei der Fernseher Licht auf die Wand neben mir warf, bevor das scharrende Geräusch wieder zu hören war und ich meinen Kopf von der Stelle hob, an der ich ihn an die Tür gelehnt hatte.

Ich sah auf den Türknauf, den Kopf geneigt und lauschend.

Das Geräusch wiederholte sich nicht.

Ich war bereit zu glauben, dass es überhaupt nichts gewesen war, vielleicht eine Einbildung, oder wenigstens etwas, das es nicht wert gewesen wäre, es sofort in diesem Moment zu untersuchen. Und doch ...

Ich öffnete die Tür.

2

In den Wochen nach der Beerdigung hatten wir Robins Zimmer völlig ausgeräumt. Die Vorhänge (rosa mit roten Herzen) kamen ab, auch der dazu passende Lampenschirm. Der rosa Flauschteppich verschwand. Wir packten Robins sämtliche Spielsachen und ihr Mobile in schwarze Plastiksäcke und verstauten sie im Wandschrank neben den Schachteln mit ihrer Kleidung und dem Skelett ihres abgebauten Kinderbettchens. Oft brachen wir an diesem und jedem weiteren Tag zusammen. Nach dem Horror, Robin kalt und leblos an jenem grauenvollen Montagmorgen vorgefunden zu haben und dann zu sehen, wie ihr winziger Sarg in die Erde gelassen wurde, glaubte ich, dass mich nichts härter treffen könnte. Ich lag falsch. Jede Spur von ihr in unserem Haus zu verwischen tat genauso weh. Wir rechtfertigten das vor uns, indem wir uns sagten, alles an seinem Platz zu lassen würde auf lange Sicht mehr Schaden anrichten als uns gutzutun, indem es zum ständigen Erinnern führte. Und doch fühlte es sich so viel schlimmer an, systematisch alles in Säcke und Kartons zu stopfen und sie in den Wandschrank zu werfen. Als würden wir respektlos mit ihrem Gedenken umgehen. Als kümmerte es uns nicht und als wollten wir nur noch mit unserem Leben weitermachen. Bis zu einem gewissen Grad *musst* du ja versuchen voranzukommen, oder die Trauer wird dich zerstören. Du *musst* die Dinge, die dich an deinen Verlust erinnern, weglegen, um irgendeine Hoffnung aufs Überleben zu haben. Und dann taten wir es. Wir schlossen alles weg, als würde

man allen Schmerz im Herzen verschließen und darauf warten können, dass die Zeit einen Schutzschild darum bildet.

Alles bis auf die Kuscheldecke, in die wir Robin gewickelt hatten, während wir auf den Notarzt warteten. Eben gerade wurde mir klar, dass ich keine Ahnung hatte, was aus der Decke geworden war. Ich dachte, sie wäre mit ihr ins Krankenhaus gekommen oder irgendwo auf dem Weg verloren gegangen, auf dieser langen, trostlosen Prozession zwischen den Einrichtungen der Hoffnung und der Einsamkeit des Grabes.

Jetzt, als die Tür offen stand, meine Hand noch auf dem Türknauf lag und meine Schultern vor Anstrengung bebten, damit ich nicht weinen musste, wusste ich endlich, wo die Decke geblieben war.

Sie lag vor mir auf dem Fußboden in Robins Zimmer.

Es gab nur ein Fenster in dem Zimmer und keine Vorhänge und kein Kinderbett davor, als die Straßenlaterne ein dämmriges Rechteck aus gelbem Licht auf den Holzboden zeichnete. Genau in diesem matten Schein lag die Decke. Ich konnte nichts anderes tun, als sie mit trauriger Verwunderung anzustarren. Warum war sie hier gelandet? *Wie* kam sie dahin? Obwohl es schon eine Weile her war, dass ich den Raum das letzte Mal betreten hatte, wusste ich zweifelsfrei, dass die Kuscheldecke weder damals noch zu irgendeinem anderen Zeitpunkt nach Robins Tod dort gewesen war. Angenommen, dass das Geräusch vorhin daher rührte, dass die Decke bewegt worden war: Wer oder was hatte sie denn bewegt? Und woher sollte sie gekommen sein?

Die Antwort war so offensichtlich wie unliebsam.

Die Eichhörnchen. Diese kleinen beschissenen Eindringlinge mussten sie dort, wo auch immer sie verstaubt gewesen war, herausgezogen haben.

Die Schranktür war jedoch geschlossen. Ich betrat das Zimmer und schaute hoch. Auch die beiden kleinen Ventilationsschächte in der Zimmerdecke waren geschlossen beziehungsweise der Spalt war viel zu schmal, um irgendwelche Nagetiere hindurchzulassen. Dennoch wusste ich, nur weil kein offensichtlicher Zugang zu sehen war, hieß das nicht, dass es keinen gab. Wenn sie gezwungen sind, sind Eichhörnchen einfallsreiche Bastarde. Und bei allem, was ich wusste, lebten sie unter den Holzdielen und hüpfen heraus, wann immer sie wollten. Ich notierte mir, den Schädlingsbekämpfer am Montag anzurufen, obwohl ich wusste, dass ich es ohnehin nicht tun würde. Es war bloß eine rationale Antwort auf ein irrationales Ereignis.

Mich packte ein Unwohlsein, das ich nicht genau beschreiben kann, während ich das Zimmer durchquerte und die Kuschedecke aufhob. Als meine Finger den Stoff berührten, durchzog ein unbehaglicher Ruck wie elektrischer Strom meinen Arm, schoss mir in die Brust und in den Nacken, sodass ich reflexartig die Decke auf den Boden fallen ließ. Ich ging ebenfalls zu Boden, landete dabei hart auf den Knien und legte eine Hand auf den Mund, als hätte ich Angst, jemand könnte mein ersticktes Weinen hören.

So wie die blassblaue Baumwolldecke in diesem Rechteck aus Licht vor mir lag, konnte es genauso gut der Anblick des offenen Grabes meiner Tochter sein, bei all dem Kummer, den sie wachrief. Ich wollte sie wieder berühren, an mein Gesicht drücken und daran riechen,

falls noch ihr Duft daran hing, aber ich fürchtete mich davor. Stattdessen habe ich eine Stunde damit verbracht, mir das Bild in der Mitte der Decke anzusehen. Es zeigte zwei Häschen in viktorianischer Kleidung, die rote Ballons aus Filz hielten. Sie sahen merkwürdig düster aus für etwas, das Kindern gefallen sollte. Ihre Kleidung war schäbig und alt. Der eine Hase war größer als der andere. Ihre überdimensionierten Augen wirkten wie zerfaserte Daumenabdrücke, die Münder standen offen und die Zungen waren rausgestreckt. Als wollten sie etwas sagen, das der Künstler aber vergessen hatte hinzuzufügen. Die Zeit hatte der Stickerei an manchen Stellen zugesetzt, sodass einige ihrer Glieder einen unvollendeten, gelähmten Ausdruck bekamen. Das kleinere Häschen hatte frei schwebende Hände, deren Handgelenke durch Abnutzung abgetragen worden waren. Wenn überhaupt etwas, dann deuteten ihre Haltung und ihr Ausdruck auf Gereiztheit hin, als wäre es eine Art Übergriff, sie zu betrachten. Irgendwie wurde man das Gefühl nicht los, dass sie eigentlich einander betrachten und nicht mich anblicken sollten, nachdem sie ihr Gespräch unterbrochen hatten, um mich dafür zu rügen. Drei wellige Linien unter ihren Füßen sollten den Boden darstellen, auf dem sie standen. Sie sahen nach gepflügter Erde aus, so wie Ackerboden. Es war eine solch seltsame und überhaupt nicht heitere Abbildung, weshalb ich mich zum ersten Mal verwundert fragte, wo und weshalb Lexi sie überhaupt gekauft hatte.

Ich wischte mir die Augen, kam mit schmerzenden Knien hoch und hob dabei die Kuschedecke auf. Dieses Mal gab es keinen Stromschlag, aber der Stoff fühlte sich kalt auf meiner Haut an, zweifelsfrei kam es daher, dass sie lange auf dem Boden gelegen hatte.

Nachdem ich beim Verlassen von Robins Zimmer die Tür hinter mir geschlossen hatte, ging ich zum Telefon.

Trotz meiner Trauer, trotz der Überraschung, Robins Decke zu finden, war ich weder betrunken noch töricht genug, mir die Chance entgehen zu lassen, sie als Druckmittel zu verwenden.

Vier Versuche brauchte es, bis Lexi dranging, aber trotz der späten Stunde war ich dabeigebblieben. Letztlich nahm sie den Hörer ab und vergaß schnell, dass sie aufgebracht war, als ich meine Entdeckung verkündete.

»Ihre Decke? Welche denn?«

»Die aus ihrem Bettchen. Das ausgebleichene blaue Baumwolltuch mit den Hasen und den Ballons drauf.«

»Hatten wir die nicht ...? Ich dachte, wir haben sie verloren.«

»Dachte ich auch.«

»Sagtest du, sie lag einfach auf dem Boden?«

»Jap.«

»Wie kann es sein, dass du sie erst jetzt findest?«

»Keine Ahnung ...«

»Es war ihre Lieblingsdecke, weißt du noch?«

Ich widerstand dem taktlosen Impuls, darauf hinzuweisen, dass ein neun Monate altes Kleinkind wahrscheinlich nicht ausreichend entwickelt gewesen war oder lange genug gelebt hatte, um Vorlieben zu haben, sondern wartete lieber darauf, dass sie weitersprach.

»Aber warum sollte sie ausgerechnet da liegen? Wir haben das Zimmer leer geräumt und alles verstaut.«

»Das habe ich mich auch gefragt.«

»Du denkst doch nicht ...?«

»Ehrlich gesagt, ich habe überhaupt nichts gedacht. Ich hab sie einfach nur gegriffen und dich angerufen.« Die Lüge sollte von dem Gedanken ablenken, den Lexi mit Sicherheit gerade im Kopf formulierte. Es war derselbe, den ich vermied, weil er nur zu noch mehr Schmerz führen konnte. *Nein, Lexi, ich glaube nicht daran, dass es ein Zeichen ist.*

»Ich hätte sie gern, Stephen. Wäre das okay für dich?«

Ich schaute auf die über meinem Schoß ausgebreitete Kuschedecke, deren Blau so ausgebleichen war, dass es schon grau anmutete. Ein Hase lag wie geschwollen über meinem Knie, der andere verschwand in einer Falte zwischen meinen Beinen. »Natürlich, Babe. Ich kann es dir schicken oder ich bring sie auf dem Weg zu meiner ...«

»Nein, das dauert alles zu lang. Kann ich vorbeikommen und sie heute Nacht holen?«

Überrascht setzte ich mich auf, die Kuschedecke und der nächste Drink waren ganz vergessen. Ich fokussierte den Haarriss in der Wohnzimmerwand. Sosehr ich mich darum bemühte, mir keine falschen Hoffnungen zu machen, gerade jetzt fiel es mir schwer abzustreiten, dass ich mir doch welche machte. »Sicher, sicher. Wann?«

»Ich kann in einer Stunde da sein, wenn du bis dahin noch wach bleibst.«

Wenn ich nicht ohnehin vorgehabt hätte, bis spät in die Nacht zu trinken, hätte ich sicherlich meine Zeitplanung geändert, um mich ihr anzupassen. Sie war so lange nicht mehr in diesem Haus gewesen, und obwohl ich wusste, dass ich meine Erwartungen im Zaum halten sollte (immerhin kam sie wegen der Kuschedecke, nicht meinetwegen), war es bei der Aussicht auf ihren Besuch unmöglich, den Rausch der Aufregung zu leugnen.

»Ich werde wach sein. Na klar werd ich das.«

»Okay. Danke, Stephen. Wir sehen uns gleich.«

Dann legte sie auf.

Ich ließ meine Hoffnung einen Moment lang gegen die Vernunft anbranden, bevor mir auffiel, wie dreckig das Haus war. Schlagartig sprang ich auf und flitzte von Zimmer zu Zimmer, um die Beweise für mein Stroh-witwerdasein zu beseitigen. Danach hatte ich bloß noch ein paar Minuten, duschte schnell, putzte die Zähne und zog mir etwas Frisches an. Als die Türklingel läutete, war ich zumindest halbwegs vorzeigbar.

Lexi stand auf der Türschwelle, ihr Haar nass vom Regen. »Hey.« Hinter ihr funkelten in der Dunkelheit die wächsernen Blätter der Sukkulenten und sahen aus, als ließen sie ihren Tränen freien Lauf. Lexis Lächeln war zerbrechlich, ungewiss, ihre Arme in defensiver Haltung verschränkt, um sich davor zu schützen, was auch immer Ablehnendes oder vielleicht sogar Freundliches ich über ihre Anwesenheit sagen würde. Ich hütete mich, sie zu überfallen und mit Küssen zu bedecken oder sie so fest zu umarmen, dass sie mich nie mehr verlassen könnte. Stattdessen lächelte ich und machte Platz, damit sie reinkam. Ich fand es eigenartig, sie in dieses Haus zu lassen, das wir für sechs Jahre gemeinsam bewohnt hatten. In das Haus, in dem wir gegessen hatten, geschlafen, über Gott und die Welt diskutiert, in dem wir uns geliebt hatten, Eltern geworden waren, zunächst in Hochstimmung, später völlig zugrunde gerichtet. Das Haus, in dem wir zu einem *Wir* wurden.

Während sie an mir vorbei in den Flur trat, entfachte der Duft ihres Parfüms ein Feuer in meinen Nervenbahnen,

und mit geschlossenen Augen drückte ich die Tür vor der Nacht und dem Regen zu, bevor ich ihr ins Wohnzimmer folgte.

Die Kuschedecke lag gefaltet über der Sofalehne. Sofort hatte Lexi sie gesehen und an sich genommen. Ich sah ihr zu, wie sie die Decke ans Gesicht drückte und tief einatmete, ihre Augen schimmerten vor Tränen.

»Gott, es riecht immer noch nach ihr.«

»Hättest du ... Möchtest du was trinken?«

Sie nickte still und setzte sich aufs Sofa, die Kuschedecke zusammengefaltet auf ihrem Schoß. Sie streichelte sie wie ein schlafendes Tier. »Hast du es gar nicht merkwürdig gefunden, dass die Decke einfach *da lag*, um von dir gefunden zu werden?«

Beim Einschenken ihres Whiskeys war ich genauso behutsam wie bei meiner Wortwahl. »Ich war bloß überrascht. Ich bin da schon eine Weile nicht mehr drin gewesen. Kann sein, dass sie aus einer der Schachteln rausgerutscht war und wir sie beim Rausgehen nicht bemerkt hatten.«

Zwei Eiswürfel kamen in ihren Drink, und ich trug unsere beiden Gläser ins Wohnzimmer. Ich wollte sie nicht einengen, darum setzte ich mich gegenüber auf den Lehnstuhl und stellte die Gläser zwischen uns auf den Wohnzimmertisch. Sie liebte immer noch die Decke und achtete kaum auf mich.

»Ich kann mich nicht erinnern, wo du sie gekauft hast«, sagte ich, als sich Stille ausbreitete.

Ein wehmütiges Lächeln erhellte ihr blasses Gesicht. »Wenn es nur irgendein Laden von vielen gewesen wäre, ich hätte mich bestimmt nicht an den Namen erinnert, aber so einer war es eben nicht. Ich habe sie

vom Columbus Market, weißt du noch? Es war der Sonntag, gleich nachdem wir herausgefunden hatten, dass ich schwanger bin. Du hast die meiste Zeit damit verbracht, die alten Gemälde und Büchererstaubgaben zu betrachten. Ich suchte nach Dekorationen fürs Haus. Dann habe ich den alten Mann mit dem Schild für Babykleidung an seinem klapprigen kleinen Stand gesehen.«

Jetzt wusste ich es wieder. »Nur hatte er es falsch geschrieben.«

Ihr Lächeln wurde breiter, ihre Finger folgten der Umrandung beider Hasen auf dem Stoff. »Er hatte es ›Baby Kleidunk‹ geschrieben.«

»Ja, ich erinnere mich. Der Typ mit dem Glasauge.«

»Er war wirklich richtig ... liebevoll zu mir.«

Bis jetzt hatte sie die Kuschedecke nicht aus den Augen gelassen. Stattdessen streichelte sie sie weiter liebevoll, als könnte auf irgendeine Weise Robin aus dem Stoff heraus beschworen werden. Dann, ganz plötzlich, brach ihr Lächeln zusammen und sie in Tränen aus. Ich war so schnell an ihrer Seite, dass ich meinen Drink umstieß, und dann nahm ich sie unbeholfen in die Arme. Zuerst wehrte sie sich, indem ihr Körper steif wie ein Brett wurde, gab schließlich aber nach und lehnte sich an mich. Ihr Gesicht war in mein Shirt gegraben, sie schluchzte und ihre Finger gruben sich wie Klauen in meine Schultern, als wollte sie in meinem Inneren einen Platz zum Verstecken suchen. Ich hielt sie fest im Arm, mein Kinn ruhte auf ihrem Haar, und in diesem Moment war es unmöglich, keine Hoffnung zu haben, dass dieser psychische Zusammenbruch und unsere Zweisamkeit ein Zeichen dafür waren, diese Trauer als Einheit und nicht getrennt voneinander auf uns nehmen zu wollen.